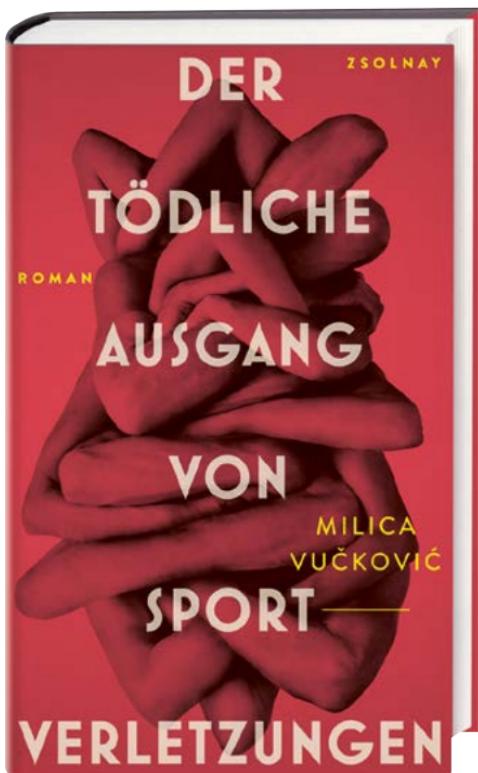


Leseprobe aus:

Milica Vučković

Der tödliche Ausgang von Sportverletzungen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2024 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien



Z

Milica Vučković

**DER
TÖDLICHE
AUSGANG
VON SPORT-
VERLETZUNGEN**

Roman

Aus dem Serbischen von
Rebekka Zeinzinger

Paul Zsolnay Verlag

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
Smrtni ishod atletskih povreda im Verlag Booka in Belgrad.

Die Übersetzerin bedankt sich beim Deutschen Übersetzerfonds für die Unterstützung der Arbeit am vorliegenden Werk.

Die Herausgabe dieses Werks wurde gefördert durch TRADUKI, ein literarisches Netzwerk, dem das Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten der Republik Österreich, das Auswärtige Amt der Bundesrepublik Deutschland, die Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia, die Interessengemeinschaft Übersetzerinnen Übersetzer (Literaturhaus Wien) im Auftrag des Bundesministeriums für Kunst, Kultur, öffentlichen Dienst und Sport der Republik Österreich, das Goethe-Institut, die S. Fischer Stiftung, die Slowenische Buchagentur, das Ministerium für Kultur und Medien der Republik Kroatien, das Ministerium für Gesellschaft und Kultur von Liechtenstein, die Kulturstiftung Liechtenstein, das Ministerium für Kultur der Republik Albanien, das Ministerium für Kultur und Information der Republik Serbien, das Ministerium für Kultur Rumäniens, das Ministerium für Bildung, Wissenschaft, Kultur und Sport von Montenegro, die Leipziger Buchmesse, das Ministerium für Kultur der Republik Nordmazedonien und das Ministerium für Kultur der Republik Bulgarien angehören.



1. Auflage 2025

ISBN 978-3-552-07544-3

© 2021 Milica Vučković

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe

© 2025 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien

Prinz-Eugen-Straße 30 | 1040 Wien | info@zsolnay.at

Satz: Nadine Clemens, München

Autorinnenfoto: © Kunst Weekly

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: © Michal Macků

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C014496

Diesen Roman widme ich vor allem
meiner lieben Draginja, die sehr mutig war
und dann für immer schwieg.
Danach Tea, Jelena, Ljubica, Vladan,
Ivan, Milica, Miloš, Jasna
und allen anderen, die schweigen.

Es ist vielleicht ein wahres, großes und vollkommenes menschliches Unglück, wenn ein Mensch wegen etwas, das andere ihm antun, stumm vor Ekel und starr vor Scham ist, sodass er sein Recht nicht zu verteidigen weiß und nicht nur Opfer ist, sondern auch noch den Anschein des Schuldigen auf sich nehmen muss.

Sie war eine dieser seltenen Frauen, die wortlos nützlich zu sein wussten, keinen Reiz in der Anerkennung fanden, nicht nach jeder Anstrengung die Maske der Gequälten anlegten, und die in allem so wirkten, als genügten sie sich selbst.

— IVO ANDRIĆ

— WENN MICH JEMAND FRAGEN WÜRDE, was mir als Erstes einfällt, wenn ich an Železnik denke, würde ich sagen, die Türkentaube. Dieses Geräusch. Blöd und langweilig. Grau. Genau wie Železnik.

Früher wusste ich gar nicht, dass sich die Türkentaube von der Stadttaube unterscheidet, ich dachte, das wäre das Gleiche. Nur dass die Türkentaube etwas schöner ist, mit ein bisschen Weiß und so einem Halsband, wie es Teenagerinnen mit Identitätskrise tragen. Ich habe übrigens auch so eines getragen. Obwohl, wenn ich mir die Stadttaube genauer ansehe, erscheint sie mir hübscher als die Türkentaube, sie hat schöne Farben. Grau, Schwarz, ihr Hals glänzt grün und violett. Wie ausgelaufenes Motoröl auf dem Asphalt. Ich saß gerne vor unserem Haus in Železnik auf dem Randstein und wartete darauf, dass ein Auto an unserem Obst- und Gemüsestand stehen blieb und dass es, wenn es wieder wegfuhrt, so einen violett-grünen Fleck hinterlassen würde, der in der Sonne glänzte. Dann hockte ich mich daneben hin und zog ihn mit einem Stöckchen auseinander, schuf neue Formen und Galaxien. Man sagt, Einzelkinder seien phantasievoller. Ich würde mich ja in Tauben verlieben, wenn sie eine seltene Art wären. Aber es gibt sie überall, also sind sie langweilig. Papa sagt, dass Tauben alles Mögliche lernen können und außerordentlich intelligent sind, aber die Leute sagen, Tauben sind Ratten. Auch eine Ratte ist schön, wenn man sie lange genug ansieht, ich hab es ausprobiert.

Wenn man zum Beispiel meine Mutter fragen würde, was sie über Železnik denkt, würde sie sagen, dass es ein stinklangweiliges Kaff sei und dass sie, wenn sie nicht schwanger geworden wäre und geheiratet hätte, niemals dort leben würde. Sie sagte oft, dass sie es wegen mir nicht mal geschafft habe, die Uni abzuschließen, und deshalb am Obst- und Gemüsestand arbeitete. Papa hatte es geschafft, die Uni abzuschließen, er war aber, obwohl er das staatliche Institut für Leibeserziehung absolviert hat, bis zu meinem zweiten Lebensjahr arbeitslos. Es war klar, dass er auf eine Profikarriere verzichten würde, als Sportler wurde man in unserem Land sowieso nicht berühmt. Er nahm einen Posten als Turnlehrer in der Grundschule von Železnik an und zog aus seiner Wohnung im Zentrum von Belgrad aus. Mit dem Geld von der Wohnung kauften wir ein Haus mit Hof und Garten. Mama war lange sauer auf uns, sie nahm es Papa und mir und Železnik übel. Sie war erst zehn Jahre später nicht mehr sauer, als Vera geboren wurde. Vera hat sie, sagt sie, nur für sich selbst zur Welt gebracht. Das heißt also, ich bin eigentlich nicht wirklich ein Einzelkind. Vera und ich sind einander vollkommen fremd, ich würde sagen, wir sind Einzelkinder von denselben Eltern. Wenn jemand meine Eltern nach ihren Kindern fragen würde, und sie würden sagen: Wir haben zwei Einzelkinder, Eva und Vera – das fände ich richtig gut. Ich nahm niemandem etwas übel, weder meiner Mama, dass sie mich zur Welt gebracht hatte, als sie es gar nicht wollte, noch Vera, die mich kein Einzelkind sein ließ, noch Železnik. Ich war nicht sauer, ich war glücklich. Ich mochte es, wenn mich Papa mit dem Fahrrad zur Arbeit mitnahm, sogar im Winter, wenn im Turnsaal der Holzofen eingeheizt wurde. Während die älteren

Kinder Übungen machten, saß ich auf dem Bock, ließ meine Füße baumeln, die noch nicht bis zum Boden reichten, und lächelte Papa zu. Er war schön und lächelte immer. Er war zufrieden mit sich und seinem kleinen, schönen Leben. »Ein stinklangweiliges Kaff!«, sagte hingegen Mama immer, den Mund auf einer Seite nach unten gezogen, und das eine Nasenloch weitete sich ein bisschen mehr als das andere.

Alle Busse in der Stadt hatten zweistellige Nummern, die Straßenbahnen im Zentrum sogar nur einstellige. Drei, sieben, neun, zweiundfünfzig, siebenunddreißig. Nach der Schule war ich die Einzige, die auf Busse mit dreistelliger Nummer wartete, fünfhundertelf, fünfhundertzwölf. Fünfhundert, Jesusmaria, das klingt ja schon so, als fahre der zum Mars. Jesusmaria – der Ausdruck ist mir anscheinend von Tomislav geblieben. Jedenfalls stiegen in diese Busse ganz andere Leute ein, schon an der Haltestelle wusste ich, wer von ihnen in meinen Bus und wer in einen Zweistelligen einsteigen würde. In meinen mussten die Übermüdeten und schlecht Angezogenen, die immer unzählige Plastiktüten und karierte Riesentsachen mitschleppten. Ich fuhr über eine Stunde lang, hungrig, zählte statt der Minuten die Pappeln an der Landstraße und stellte mir vor, wie meine Klassenkameraden in ihren warmen Häusern im Stadtzentrum saßen und längst ausgiebig zu Mittag gegessen hatten. Und so fing ich am Ende auch an, Železnik zu hassen, mein schönes Haus und den wundervollen Garten, und versprach mir, von dort abzuhauen, sobald ich dazu in der Lage war. *Ein stinklangweiliges Kaff!*

Nach der höheren Schule hatte ich keine Schwierigkeiten, einen Job zu finden, irgendeinen. Ich arbeitete für den größten Mobilfunkanbieter, die ersten paar Jahre im Kundenservice, dann hatte ich mein eigenes Büro. Ich hatte meinen Tisch, eine Pflanze, die einmal im Monat gegossen werden musste und immer grün war, zwei rote Nagellacke, einen dunkleren und einen helleren, die ich immer dann auftrug, wenn ich keine Excel-Tabellen machte und bevor ich zur Kaffeepause rausging. Das Verfluchte an einfacher Arbeit ist ja, dass sie langweilig ist. Alles Einfache ist langweilig. Auch meine Mitbewohnerin Maja war so, einfach und langweilig, wir hatten es schön die paar Jahre, die wir zusammenwohnten, aber sobald ich Luka kennenlernte, ließ ich sie sitzen und zog mit ihm zusammen. Unsere Beziehung ist weder an unserem jugendlichen Alter gescheitert noch daran, dass wir uns Hals über Kopf hineingestürzt hatten, nein, wir hatten eine ernsthafte Beziehung. Er war gut zu mir, und es lief auch gut, aber diese Ärztefamilien sind einfach seltsam. Mama Ärztin, Papa Arzt, Sohn Arzt, Großvater Arzt. Beim Essen konnte ich nicht anders, als zu bemerken, wie mich seine Mutter schief ansah, weil ich nur die höhere Schule besucht hatte, und wegen des Tattoos am Handgelenk, eine Jugendsünde. Oder weil ich keinen Fisch mochte. Ich mag eben keinen Fisch, na und. Ich sehe auch nicht gern Tennis, kann nicht Ski fahren und mag keine Poloshirts. Luka war ein guter Kerl, aber das, was seine Mutter dachte, war ihm immer wichtiger als ich. So sind diese Ärztefamilien, ihre Kinder mögen Poloshirts und haben nie mit Stöcken, Schlamm und Pfützen gespielt, und so war es eben unmöglich, diese Pfütze zwischen Luka und mir zu überwinden.

Ich brauchte einen besseren Job mit besserem Gehalt, um für mich selbst eine Wohnung zu bezahlen. Ich hatte schon zu viele fremde Wohnungen ausgemalt und hergerichtet, immer mit irgendeinem Kompromiss. Maja mochte keine dunklen Wände, das fand sie morbid, und es würde den Raum einengen, also strichen wir die Wohnung beige. Was für eine doofe Farbe mit noch dooferem Namen. Es machte mich verrückt, wenn Leute etwas nachplapperten, »es engt den Raum ein«, sie plapperte immer etwas nach. Luka mochte keine Blumen und wollte den Perserteppich seiner Mutter nicht weggeben. Zum Teufel mit dem Teppich, jetzt wo ich darüber nachdenke.

Ich fing als Sekretärin in einer IT-Firma an. Das Team war jung und wunderbar, die Firma beschäftigte sich als eine der ersten in der Stadt mit dem Programmieren von Videospielen, und die Arbeit lief wirklich gut. Ich hatte weder vom Programmieren noch von Videospielen eine Ahnung, Videospiele hatten mich nie interessiert, nur auf meinem ersten Handy, einem Nokia, habe ich immer Snake gespielt. Ich wollte die Schlange über den ganzen Bildschirm schlachten, sodass sie wie ein alter gerippter Heizkörper aussah, bis sie sich selber in den Schwanz biss. Beim Bewerbungsgespräch sagten sie zu mir, dass ich perfekt in ihr Kollektiv passe, und dass das, was ich machen möchte, genau das ist, was sie suchen. Sie brauchten jemanden, sagten sie, der kommunikativ, kompetent und dynamisch sei. Das schmeichelte mir. Wie sich herausstellte, bestand das Kollektiv tatsächlich aus wunderbaren Leuten, dynamisch, enthusiastisch, und wir verstanden uns wirklich super. Tolle Bezahlung und ein unbefristeter Vertrag. Es gab viel Arbeit, manchmal blieb ich von acht Uhr morgens bis acht Uhr abends im Büro, zwölf Stunden, immer war noch ir-

gendeine E-Mail abzuschicken oder eine Rechnung abzulegen, aber ich beschwerte mich nie, ich arbeitete eigentlich immer gerne. Ich fühlte mich nützlich. Als ich mein Gehalt bekam, ging ich zum ersten Mal in einen Laden und achtete nicht darauf, wie viel was kostete. Ich kaufte ein paar Flaschen Rotwein, und zwar die, deren Etiketten mir gefielen, ich schaute nur aufs Etikett und nicht auf den Preis. Ich kaufte ein Duschbad mit schönem Design und nicht die Ein-Liter-Flasche, ich kaufte eine Duftkerze im Glas mit Kirsch- und Schokoladenduft. Zugegeben, da dachte ich mir, wenn die Kerze ausgebrannt ist, kann ich das Glas behalten. Ich kaufte Brombeeren.

Während ich auf das zweite Gehalt wartete, suchte ich mir eine Wohnung, ich hatte nicht genug Geld für eine Wohnung im Zentrum, aber ich fand eine gute in einem Neubau nahe der Autobahn. Beim Packen sagte ich Luka Bescheid, dass er zurückkommen könnte, denn er hatte unsere Wohnung, die eigentlich seine Wohnung war, einstweilen mir überlassen, bis ich allein zurechtkam. Luka war wirklich gut zu mir. Ich holte den Perserteppich aus dem Schrank, rollte ihn an seinem Platz aus und ging.

Eine Wand strich ich marineblau. Mein halbes Leben lang hasste ich diese Farbe, bis mir klar wurde, dass ich sie liebte. Marineblau, wie eine tiefere Dimension von Schwarz. Schwarz und noch ein bisschen weiter. Ich strich langsam, mit dem Pinsel, mit der Rolle wollte ich nicht, denn das spritzte nach allen Seiten. Ich ordnete die Striche an wie eine Schlange, die Zug um Zug die weiße Wand ausfüllte, bis sie sie am Ende aufgefressen hatte. Ich machte den Wein auf, zündete die Kerze an und setzte mich hin, um die neue Wand zu betrachten.

Solche kleinen Dinge machten mich froh, das hatte ich von meinem Vater gelernt, er wusste, wie man sich freute. Von meiner Mutter hatte ich wenig gelernt. »Werd nicht so wie ich, werd ein eigener Mensch«, das hatte sie immer zu mir gesagt, nur das. Ich war ein eigener Mensch, und es ging mir gut.

Nenad, ein guter Freund von mir, eigentlich fast mein bester Freund, zog nach der Scheidung vorübergehend bei mir ein. Obwohl ich ihn lange kannte – wir hatten viele Jahre gemeinsame Dienstzeit hinter Schanktischen verbracht, wir waren zusammen auf über zwanzig Konzerten, er kam zu meinen Geburtstagsfeiern der letzten fünf Jahre –, hatte ich nicht gewusst, dass er verheiratet war. Er hatte es mir gegenüber nie erwähnt. Ich erfuhr erst davon, als ich einige Drohnachrichten von seiner Ex-Frau bekam, in denen ich meistens als »die kleine Prostituierte«, »wegen der kleinen Prostituierten«, und »sag dieser kleinen Prostituierten« bezeichnet wurde. Ich fand es seltsam, den Ausdruck in allen grammatischen Fällen zu sehen, es kränkte mich, es war mir unangenehm, aber es amüsierte mich auch. Es war wie dieser Zungenbrecher über Blaukraut und Brautkleid, ich nahm es nicht persönlich. Das hab ich im Leben gelernt, dass man nichts persönlich nehmen sollte. Mir tat diese Frau leid, ganz aufrichtig habe ich sie gebeten, mich nicht zu belästigen, und vor allem sich selbst nicht zu blamieren. Nenad machte sich nicht wirklich viel Mühe, das Missverständnis aufzuklären, also teilte ich ihm mit, er solle mich mit all dem verschonen und so schnell wie möglich eine Wohnung finden. Er meinte, das würde er tun.

Nenad war fünfzehn Jahre älter als ich, sehr attraktiv, aber nie mein Typ. Zwischen uns war nichts. Er war für meinen Geschmack zu schön, immer schon dachte ich mir, dass Typen, die zu schön sind, auch zu selbstverliebt sind. Trotzdem blieb er drei Jahre, und unsere Beziehung entstand zufällig, im Vorbeigehen, und wurde zur Routine, wie Geschirr spülen oder das wöchentliche Staubaugen der Wohnung. Ab und zu sagte einer von uns: Ich hab jemanden, ich brauch die Wohnung für mich. Dann verschwand er irgendwohin, oder ich übernachtete bei einer Freundin. Ich war nie eifersüchtig, denn ich wollte ja im Grunde nie wirklich mit ihm zusammen sein. Wenn wir sonst niemanden hatten, hatten wir zumindest einander. Erst nach drei Jahren fiel mir wieder ein, dass ich ihm sagen musste, dass er gehen soll. Ich hatte mich mit einem Typen amüsiert, der mich wegen Nenad sitzen ließ, weil das so für ihn nicht funktioniere, sagte er. Das war hart für mich, aber ich war auch dankbar, dass er mich verlassen hatte und ich selbst spürte, was es bedeutete, verlassen zu werden. Mir wurde klar, dass es am Ende doch leichter war, die Wohnung allein zu saugen. Vor lauter Gesprächen mit anderen hört man ja manchmal die eigenen Gedanken nicht. Deshalb muss man allein sein, um zu hören, wie es sich anhört, wenn man allein ist. Am liebsten dachte ich beim Staubaugen nach, der Lärm des Staubaugers übertönt alle anderen Stimmen in meinem Kopf, dann höre ich nur noch die wichtigsten. Hör zu, Nenad, ab nächster Woche werde ich allein Staub saugen, sagte ich zu ihm, nachdem ich den Staubauger abgestellt hatte. »No Problemo«, antwortete er, und am nächsten Tag ging er. Wir waren noch einige Zeit in Kontakt, bis er das Land verließ, wegen irgendwelcher Schulden, heißt es. Ich fühlte

mich, als wäre mein Hamster gestorben, ein wenig schuldig, aber nur dann, wenn ich mich daran erinnerte, dass ich ihn einmal hatte.

Ich war nie so eine Frau, die davon träumte, Mutter zu sein. Es trat bei mir plötzlich auf, wie Zahnschmerzen. Mutter sein, dachte ich, das ist es. Ich hatte einen Job, ein regelmäßiges Gehalt, eine Krankenversicherung, garantierten Mutterschutz, ich hatte auch ein Auto gekauft, einen preiswerten marineblauen Renault Twingo, und mein Badezimmer war voll teurer Kosmetika. Ich dachte, dass ich wieder etwas Neues vertragen könnte, etwas, das mich von mir selbst ablenkte und nichts mit der Arbeit, Partys, oberflächlichen Beziehungen und dem Teufelskreis aus Geldverdienen und Geldausgeben zu tun hatte. Ein Lächeln auf dem Gesicht eines anderen, das man selbst dort angepinnt hatte, das war doch das Wahre, jemanden glücklich zu machen, das war Erfolg. Papa hatte mich immer glücklich gemacht, und deshalb war er zufrieden, im Gegensatz zu ihr. Für sie waren nur Erfolg, Arbeit und Karriere wichtig, weil sie nämlich nie Erfolg hatte. Ständig sagte sie zu mir: »Heirate nicht jung«, und manchmal dachte ich sogar, dass sie eifersüchtig auf mich war.

Tomislav lernte ich in Zagreb kennen, beim »Teambuilding«, er arbeitete in einer Firma, die mit meiner zusammenarbeitete. Er war wie ich kein Programmierer, sondern designte Werbesticker für die Fahrzeuge seiner Firma und klebte Folien auf

deren gesamten Fuhrpark. Das erzählte er mir beim Abendessen in einem Restaurant im Zagreber Zentrum. Zagreb, was für eine wundervolle Stadt, wie aus dem Märchen. Klein, ordentlich, voll heiterer Farben und schön aufgeschichtetem Stein. Ich hatte immer den Eindruck, dass das Leben in kleineren Städten harmonischer, gemäßiger und nicht so hektisch war. Genauso war auch Tomislav. Er schrie nicht laut herum, wenn er beim Tischtennis jemanden besiegte, er lächelte nur, und bei den Abendessen war er nicht der Wortführer. Er saß am Rand, groß gewachsen und still, weswegen ich auch beschloss, auf ihn zuzugehen. Als ich ein paar Kollegen über ihn ausfragte, sagten mir alle, dass er der Beste auf der Welt sei, ein solider Kerl. Solide klang für mich immer, als ginge es um einen Herd, solide oder nicht, aber am Ende eben doch nur ein Herd.

Auch als ich wieder in Belgrad war, blieb ich weiter mit Tomislav in Kontakt. Wir tauschten die ein oder andere Nachricht aus, um genau zu sein, auf zehn von mir antwortete er mit zwei. Nicht weil Tomislav kein Interesse hatte, er war eben einfach so. Gemäßigt. Bald darauf kam er mich besuchen, er fand irgendeinen Grund, um in unsere Firma zu kommen, und lud mich danach auf einen Kaffee ein, obwohl er keinen Kaffee trank. Er trank auch keinen Alkohol, also verbrachten wir den Kaffee so, dass ich ein Bier trank und er einen Kamillentee, denn er hatte, so sagte er, einen Magenvirus. Als er zum zweiten Mal kam, kam er nur wegen mir und erfand keine Ausreden mehr. Wir gingen Kuchen essen und ins Kino, genau wie Verabredungen früher mal ausgesehen haben. Ich war glücklich wie eine Teenagerin, denn niemals, mit keinem einzigen Freund, war ich jemals Kuchen essen und ins Kino

gegangen, so etwas machte man schon ewig nicht mehr, oder zumindest hatte es in meinem Leben keine Beziehungen gegeben, die nicht auf Kennenlernen, ein Getränk, vielleicht ein zweites, dann Sex hinausliefen. Ich aß Popcorn und lachte mit vollem Mund über seine Bemerkungen während des Films, dabei schaute ich mehr ihn an als den Film. Er aß kein Popcorn, er sagte, davon bekomme er Blähungen. Er war so bescheiden und unauffällig, und das gefiel mir. Als er mich zum ersten Mal zu sich einlud, war die Sache klar. Obwohl ich acht Stunden im schaukelnden Zug saß, was fast doppelt so lang war, wie es mit dem Bus gedauert hätte, war der Zug die richtige Wahl. In meiner Ankunft mit dem Zug lag neben der Romantik auch die Symbolik unserer Liebe, die geradlinig und fest war, wie die Schienen. Er wartete auf dem Zagreber Hauptbahnhof auf mich und küsste mich zum ersten Mal. Da wusste ich, dass wir ein Kind haben würden.